

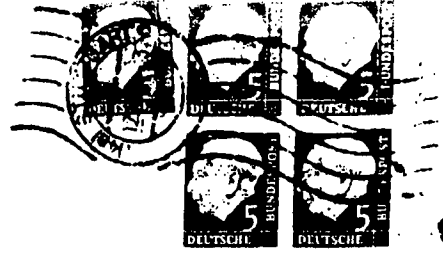
SECRET  
(When Filled In)

DOCUMENT TRANSFER AND CROSS REFERENCE

SUBJECT OF DOCUMENT		DOCUMENT IDENTIFICATION			
		2. RI FILE NO.			
		3. DISPATCH OR SOURCE DOC. SYMBOL NO.		4. DATE	
		7. SOURCE CRYPTONYM	8. DATE OF INFO.	9. EVALUATION	
6. ANALYST	5. DATE PROCESSED	10. DISSEMINATED IN	11. DATE		
DOCUMENT DISPOSITION					
16. CROSS REFERRED TO THIS FILE			15. TRANSFERRED TO RI FILE NO.		
PERTINENT INFORMATION					
14.					
RECHENBERG, HANS SEA M UUB Y		XAAZ-16243 1960		PALR 2017414	
CIT ? OCC ? DOCU IS PHOTED COPY OF LETTER FROM EICHMANN MEINE FLUCHT/ RECEIVED BY SUBJ.		10000000000000000000000000000000 XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX 11111111111111111111111111111111 22222222222222222222222222222222 33333333333333333333333333333333 44444444444444444444444444444444 55555555555555555555555555555555 66666666666666666666666666666666 77777777777777777777777777777777 88888888888888888888888888888888 99999999999999999999999999999999 XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX			
		2 0 1 7 4 1 4			
DECLASSIFIED AND RELEASED BY CENTRAL INTELLIGENCE AGENCY SOURCE METHODSEXEMPTION 3B2B NAZI WAR CRIMES DISCLOSURE ACT DATE 2007					
13. FILE THIS FORM IN FILE NO.		➔			

KRANNICHT, 1942) WÄHNENBETH, BECHINGEN 19

GEGUFTSPAPIERE



HERRN  
HANS RECHENBERG

MÜNCHEN  
BEICHSTRASSE 8



Aus seinem Gefängnis in Israel, wo er sich unter der Anklage des Mordes von fünf Millionen Juden befindet, erzählt Adolf Eichmann die von Überraschungen strotzende Geschichte seiner Flucht vor den Alliierten, die bei Kriegsende auf ihn Jagd machten.

Der folgende Bericht schildert die Ereignisse, nicht von einem Publizisten geschrieben, sondern höchst, ererblich von

A d o l f E i c h m a n n .

Mai 1945. Mein geliebtes Reich lag in Trümmern. Besiegt. Als ich am Ufer eines kleinen österreichischen Sees stand, da kam mir zu Bewußtsein, daß ich, der SS-Übersturmbannführer Adolf Eichmann nunmehr ein gehetztes Wild war, nicht besser dran als das Wild im Wald, den ich vor mir sah.

Meine Frau stand neben mir. Abschiednehmend nahm ich meine Frau in die Arme. Es galt sich zu trennen, für immer. Ich würde meine Familie wohl nie wieder sehen, - so glaubten wir. Meine Lieben konnten hier in der Sicherheit des Ausganges am Aussee in Ischl bleiben, im Quartier meines Onkels. Mir aber blieb kein anderer Weg als die Flucht.

Voller Mühsung, wie sie nur unter solchen Umständen denkbar ist, drückte ich meine drei Söhne an mich, einen nach dem anderen. Der kleinste von ihnen war nur drei Jahre alt. Nur drei Jahre, und ich sollte ihn jetzt zum letzten Mal sehen! Da fiel mir ein, daß das wertvollste Geschenk, das ein deutscher Vater seinem Sohne geben kann, die Disziplin ist.

Da schlug ich ihn!

Ich stand da in meiner Fernuniform, eine Maschinenpistole und den Feldstecher um den Hals, und legte meinen Jüngsten über das Knie. Und gab ihm hinten drauf, ruhig und überlegt. Damit er es sich hinter seine Ohren schreiben sollte, niemals zu dicht an das Ufer heranzugehen oder auf die rutschigen Uferabfahrungen zu klettern.

Wie er schrie! Aber, Gott sei Dank, er ist nie ins Wasser gefallen!

Dann marschierte ich los. Ich blickte nicht zurück, als ich bergaufwärts verschwand, wo ich meinen Schlupfwinkel und meine Sicherheit finden sollte. Ab und zu legte ich eine kleine

Verschneupause ein, nahm das Glas an die Augen und schaute hinunter auf das Häuschen, wo ich meiner Panitz Lebewohl gesagt hatte. Aber schließlich war es meinem Blick entschwunden, und ich war allein, völlig allein.

Sieben Jahre später sollte ich meine Angehörigen in Argentinien wiederssehen, aber das wußte ich damals noch nicht! Ich suchte mir einen Weg durch den Bergwald, allein mit Menschen, Gamsen, Fuchsen und Hasen. Sie waren mir alle vertraut seit den Tagen meiner Kindheit, die ich in den Bergen und Wäldern Oberösterreichs verbracht hatte.

Jednoch war ich nie ein begierter Jäger. Am Schießen und Jagen konnte ich keine Freude finden. Ich bin immer der Meinung gewesen, daß ein Mensch, der über sein Visier in die Augen eines Hiraches sehen und ihn dann abschießen kann, kein Held besitzt.

Aus diesem Grunde habe ich während des Krieges auch Gott gedankt, daß ich keinen Menschen zu töten gezwungen wurde.

Aber das waren Gedanken, die schlecht zu meiner damaligen Situation paßten, denn jetzt befand ich mich in der Lage des gejagten Wildes. Ich war der Gejagte, Vogelfrei, durch kein Schongesetz geschützt.

Die nächsten paar Tage wanderte ich nach Norden. Gelegentlich nahm mich auch ein Fahrzeug mit. Die Nächte verbrachte ich im Freien oder in Heuschuppen. Immer mußte ich auf Hut sein, denn Patrouillen der Alliierten waren überall und die Gefahr, geschnappt zu werden, war sehr groß.

Eines Tages war es trotz aller Vorsicht geschehen, man faßte mich. Aber gefangen zu sein bedeutete nicht fest zu sitzen. In den ersten Tagen nach Kriegsende ging alles draußer und drüber. Das traf auf Alliierte und auf uns Deutschen zu. Die meisten der gefangenen deutschen Soldaten waren nur allzu froh, endlich in der Gefangenschaft zu sein - sogar SS-Männer - denn Gefangenschaft bedeutete ein Bett und Essen. Aber wenn die Gefangenschaft nicht paßte, der hatte es nicht schwer, sich davon zu machen. Man brauchte nur abzuhauen. Und das

dem dem unangenehmen Zwischenfall paßte ich besser auf. So kam ich unangefochten nach Salzburg.

Hier blieb ich eine Weile. Ich funkte mich in den kleinen Gassen der Stadt sicher und tröstete mich mit den schönen Erinnerungen an die frohen Stunden, die ich hier bei einem Aufenthalt vor zwölf Jahren verbracht hatte. Das war, als ich während der Pfingsttage mit meiner lieben, jungen Frau auf der Hochzeitsreise hierherkam.

Diese Erinnerung an meine Frau, die ich zurücklassen gezwungen war, legte sich schmerzhaft auf mich. Ich saß hoch oben auf dem Berg neben Salzburger Schloß und blickte sinnend auf die Stadt und die Salzach. Was Wunder, daß man sein Inneres zu prüfen beginnt...

Hier in der Zelle des israelischen Gefängnisses stehen die Gedanken vor mir, als hätte ich sie gestern erst gedacht. Bin ich wirklich in den zwölf Jahren seit meiner Hochzeitsreise nach Salzburg, so fragte ich mich damals, ein schlechter Mensch geworden? Sollte es stimmen, daß aus mir ein seelenloser Mensch, ein Bösewicht, ein Mörder geworden war? Mit solchen Fragen prüfte ich mein Gewissen.

Hatte ich im Kriege irgendetwas getan, das nicht meine Pflicht war? Hatte ich etwas anderes im Sinn als meinem Eid treu zu bleiben und meine Befehle auszuführen?

So viel ich mich so ohne Fragen stellte, - innerlich antwortete mir mein Gewissen: nein, du brauchst Dir nichts vorzuwerfen.

Hatte ich wehrlose Menschen getötet oder den Befehl gegeben, sie umzubringen? Nein, nein, nein. Was also, zum Kuckuck, wollte man eigentlich von mir? Ich nahm Befehle entgegen und führte sie pflichtgemäß aus, das war alles.

Selbstverständlich ist mir inzwischen klar geworden, daß Urheber dieser Befehle, Adolf Hitler, einer der größten Missetaten der Weltgeschichte war. Warum, um Gottes Willen, bewegte er den Penler, Ausland anzugreifen?

Ich unter solchen Gedanken dort oben neben dem Salzburger Schloß stand, fühlte ich, daß meine Seele und mein Gewissen der Bergluft, die ich atmete an Sauberkeit nicht nachstanden. Dieses Gefühl erfüllte mich mit neuer Entschlossenheit und Tatkraft, meinen Verfolgern ein Schnippen zu schlagen und zu entkommen.

Aber in der Zwischenzeit waren alle Ausfallstraßen um Salzburg durch amerikanische Kontrollposten blockiert. Da gab es keinen anderen Ausweg, als sich wie ein Fuchs zu benehmen, wenn man wie ein Fuchs in seiner Höhle gefangen war.

Eine Rote-Kreuz-Schwester half mir. Sie ging gerade vor mir auf dem Bürgersteig, ein hübsches, junges deutsches Mädchen. Ich sagte nicht lange. "Ich bin ein SS-Obersturmbannführer", sagte ich, "wollen Sie mir helfen, aus der Stadt herauszukommen?"

Das Mädchen entküsste mich nicht. Ohne Umschweife war sie bereit, den Fuchs aus seiner Falle zu befreien. Sie ergriff meinen Arm und geleitete mich "Hilfebedürftigen" zu einem Kontrollpunkt. Hier sprach sie ein paar Worte Englisch mit den diensttuenden Amerikanern - und durch waren wir.

Sobald wir um die nächste Ecke waren, war meine Krankheit wie weggeblasen. Los ging's wieder! Aber, Vorsicht! An der Grenze nach Bayern gab es noch einige Kontrollpunkte. Aus einem Versteck neben der Autobahn beobachtete ich, wie jeder, der hinüberwechseln wollte, kontrolliert wurde.

Doch auf einmal sah ich zu meinem großen Erstaunen einen Trauerszug langsam sich der Sperre nähern. Aber mir fiel an den um den lieben Verstorbenen Trauernden etwas auf: sie sahen für zivile Verhältnisse viel zu diszipliniert aus. Ich mußte unwillkürlich grinsen, als ich sah, wie fast eine halbe Kompanie von SS-Leuten als Trauernde durch den Kontrollpunkt marschierte, die Gesichter in traurige Falten gelegt und voraus und zwischen den Reihen ein paar "geborgte" alte Leute, damit die Veranstaltung wie ein echter Leichenzug aussah.

Ohne eine einzige Frage ließ der amerikanische Posten den Zug passieren.

Aber als ich den Übergang nach Bayern versuchte, wurde ich

Von einer Ami-Streife gefast.

Ich trug die Uniform eines Gefreiten der Luftwaffe und gab mich als Otto Barth aus Berlin an. Aber einer der Soldaten entdeckte das Blutsichen unter der linken Achselhöhle, so daß ich sofort als Mitglied der SS bloßgestellt war. Das große, wunderschön tätowierte "A", das vor langer Zeit von einer hübschen kleinen blonden Rot - Kreuz - Schwester dort angebracht worden war, hatte mich verraten.

Ich verfluchte Mein-ich Himmler, den Chef der SS, weil er seine Männer durch ein so leicht erkennbares Zeichen markiert hatte.

Man durchsuchte mich die Amerikaner verständlicherweise nach allen Regeln der Kunst. Als erstes fanden sie meinen Füllfederhalter, der auf sie großen Eindruck machte. "Willst du mir den Füller schenken?" fragte mich einer der amerikanischen Amis. "Ich wüßte nicht, was ich lieber hätte", antwortete ich. Was blieb mir anderes übrig?

"Könnte ich dafür vie leicht ein Dutzend frische Eier haben" sagte ich weiter, "ich habe schon seit Wochen kein Ei mehr gesehen."

Damit war man einverstanden.

Dann sahen die Soldaten meine Armbanduhr. Die gefiel ihnen noch besser als der Füllfederhalter. Für ein zweites Dutzend Eier wechselte auch sie den Besitzer. Der Tausch war perfekt, mit ein paar Witsen wurde die Ware ausgetauscht.

Im Schatten eines amerikanischen Pansers sitzend teilte ich die Eier mit drei Leidengenossen. Wir schlugen die Eier an und tranken sie leer.

Aber das machte durstig. Also ging ich noch einmal zu dem Führer der US - Streife und machte den Vorschlag, damit der Tausch etwas gerechter sei, noch ein paar Flaschen Bier zu spendieren. "Wir befinden uns auf deutschem Boden", sagte ich, "und da ist es üblich, ein gutes Geschäft mit einem Tropfen Alkohol zu begießen."

Der Stabfeldwebel, den ich für einen Juden hielt, hatte volles Verständnis dafür und war sofort bereit, Bier kommen zu lassen.



Ich stau te nicht schlecht , als kurz darauf einer seiner  
Männer mit zwei großen Krügen kühlen, frisches Bier für  
uns gefangene ankam.

Später wurde ich zur Vernehmung durch Abwehr- Offisiere  
geführt. Man war dabei, eine deutsche Transport-Einheit  
aufzulösen und die gefangenen der Wehr nach zu verhören.  
Der Einheitsführer stand neben dem US- Leutnant und setzte  
sich für jeden einzelnen seiner Leute ein. Ich erinnere  
mich heute noch des Wehls der Verachtung, das mich damals  
erfüllte, als ich hörte, wie er einen jeden als Nasigegner  
darstellte.

Ich konnte meine Geschichte, nur ein gewöhnlicher Luftwaffen-  
mann zu sein, nicht mehr anbringen, nachdem mein Blutgruppen-  
zeichen entdeckt worden war. Als ich vorgelesen wurde, gab  
ich daher meine Personalien als " SS- Untersturmführer Otto  
Sokmann" an.

" geboren?" fragte mich der Leutnant.

" Selbstverständlich, jawoll," antwortete ich. Zum Glück be-  
merkte ich, daß dem Manne "verständnis für Späße" fehlte, so  
daß ich schnell hinschufte: " Am 19. März 1905 in Breslau."

Danach ließ er mich ins Gras setzen, und ich begann schnell-  
stens einen Lebenslauf zusammenzustellen, der glaubwürdig  
erschien.

In diesem kleinen provisorischen Lager blieb ich etwa eine  
Woche. Es war eine quälende Zeit. Nicht etwa wegen der Be-  
handlung durch die Amerikaner - die sich nichts zuschulden  
kommen ließen - sondern wegen der Gedanken, die mich einfach  
nicht mehr losließen.

Es war nicht so sehr der Verlust der persönlichen Freiheit,  
der mich schmerzte,- es war vielmehr die Erkenntnis, was  
die Niederlage meines so heiß geliebten Vaterlandes wirklich  
bedeutete.

Man hätte mich schlagen oder foltern können, das hätte mir  
nichts ausgemacht, denn der Schmerz über die Zertrennung  
des Reiches hatte mich für alle persönlichen Dinge insich ge-  
macht. Nur ein Gedanke beherrschte mich: " Deutschland ist  
vernichtet, Deutschland ist vernichtet". Das war die unvor-

Sache, das war das für mich Unfassbare. Und so  
sagte ich Gott, verlaß nicht das Reich. Laß mich stehen, aber  
gib dem Reich keine Hilfe."

Diese unermeßliche Niedergeschlagenheit hielt drei Tage an, bis  
ich mich mit einem Vers von Martin Luther zu trösten begann, der  
mir plötzlich in den Sinn kam: "Wir haben die Schlacht verloren,  
doch unsere Enkel werden es besser machen."

Im Gefangenenlager mußten wir arbeiten, keine schwere Arbeit  
und ohne Antriebereiz: einige Säcke Bohlen, Säfeln und Kaffeboh-  
nen waren durcheinandergesortiert und mußten wieder sortiert wer-  
den, das war eine Arbeit, die wir gegen keine andere eintaus-  
schen könnten. Als alles fein säuberlich auseinandergesortiert  
war, warf ich mit einem anderen SS-Mann zusammen alles wieder  
durcheinander, damit die Arbeit nicht aufhörte.

Leider blieb das nicht so, denn kam in ein größeres Lager bei  
Seldern, wo es wesentlich schwerere Arbeit gab, nämlich das  
Aussortieren und Stapeln schwerer Munition in einem Lager der  
Luftwaffe.

Meine Aufgabe bestand darin, drei SS-Kompanien in Arbeitsgrup-  
pen einzuteilen.

In diesem Lager blieb ich bis zum 5. August 1945 bis zum 5. Jan-  
uar 1946. Mittlerweile wurde die Verpflegung besser und es  
gab sogar Tabakrationen undentsold wie es in der Wehrer Kon-  
vention steht. Ich muß außerdem zugeben, daß wir sehr korrekt  
behandelt wurden, besonders von den farbigen Amerikanern.

Eines Tages bot mir ein farbiger Leutnant eine Zigarette an und  
sagte: "Wissen Sie, warum wir Farbigen für euch so viel Sym-  
patie übrig haben? - weil ihr hier jetzt Menschen zweiter Klas-  
se seid. Auch wir sind in unserer Heimat Menschen zweiter Klas-  
se."

Die Amerikaner schenkten jeder Beschwerde ihre Aufmerksamkeit.  
Es gab es zum Beispiel von Zeit zu Zeit Kontrollen durch frühere  
KZ-Innassen, die sich bemühten, aus uns SS-Gefangenen Leute  
herauszufinden, die sie kannten. Diese Besuche arteten allmäh-  
lich zu einer wahren Inge aus. Als wir uns darüber beschwerten,  
wurde die Sucherei eingestellt!

Obwohl ich mich im Lager wohl fühlte und die Behandlung gut war, wurde mir klar, daß ich dort nicht viel länger bleiben durfte. Bisher war es mir zwar gelungen, den anderen die Geschichte meines so einwandfreien Lebens ansudrehen, - ich war mir aber darüber im klaren, daß mein neuer Lebenslauf einer gründlichen Prüfung nicht standhalten würde. Freilich hatte ich vorgesorgt, indem ich die verschiedenen Orte, an denen Nachforschungen möglich waren an weit voneinander verstreute Orte gelegt hatte. Es würde also einige Zeit dauern, bevor mein Lebenslauf aufplatzt. Aber früher oder später würde mich das Schicksal ereilen. Und die Nachricht, daß demnächst mit einer neuen, gründlicheren Untersuchung zu rechnen sei, ließ mich das Schlimmste befürchten, zumal jeder einzelne von einem Ausschuss erstklassiger Vernehmungsoffiziere vorgenommen werden sollte.

Das veranlaßte mich zu der Beurteilung der Lage, es sei nunmehr höchste Zeit für den SS-Obersturmbannführer Adolf Eichmann, sich aus der amerikanischen Gefangenschaft zu entlassen. Aber wie? Was muß ich im einzelnen schildern.

Wiederum kam die Hilfe von einer Krankenschwester. Ich machte ihre Bekanntschaft an einem Sonntag Nachmittag, als sie mit anderen Einwohnern des Dorfes zum Lager kam, um mit den Gefangenen zu plaudern. Selbstverständlich waren wir durch einen kräftigen Stacheldrahtzaun von den Besuchern getrennt. Aber ob man es glaubt oder nicht, das konnte das Entstehen mancher Liebesromanze nicht verhindern!

Meine Schwester war ein prächtiges Mädchen, hübsch, mit einem Herzen aus purem Gold und - "auf Nacht".

Als erstes brachte sie mir einen Blumenstrauß. Vorher hat etwas gegen Blumen einzuwenden. Beim nächsten Mal waren es wieder Blumen, diesmal mit einem kleinen Mätkchen Farbstoff, damit ich meine Hosen färben konnte, damit sie wie die Hosen eines Jägers aus den Bergen aussehen. Gleichseitig konnte ich im Lager ein Paar lange wollene Socken besorgen. Wenn ich diese zusammen mit den emporgesogenen Hosen tragen würde, mußte dies so aussehen, als wenn ich Knickerbocker eines Jägers anhatte.

Zudem tauschte ich meinen Uniformrock gegen eine Strohbohle, meine hübsche Nazi-Schwester, dieses Schmuckstück, versorgte

nich noch mit einem Satz Hirschhorn-Knöpfe und etwas grünem Stoff, damit ich die Ärmelaufschläge und Kragen damit besetzen konnte. Und auguterletzt kam sie sogar noch mit einer Krawatte und einem Jägerhut einschließlich Kammbart an. Es muß schließlich alles seine Ordnung haben.

Stundenlang waren wir am Drahtzaun in tiefe Unterhaltung versunken. Die patrouillierenden Amerikaner müssen uns bestimmt für ein Liebespaar gehalten haben, wenn sie uns dort sahen - tief einander in die Augen schauend. Aber der Schein trügte. Denn es war alles andere als Liebesgefühler, was zwischen uns gewendet wurde. Dieser patriotische deutsche Engel gab mir eine genaue Geländebeschiebung und gab mir die Entfernungen und Schwierigkeiten an, die ich bei der Flucht zu überwinden hatte.

Allmählich war ich fluchtbereit. Aber inzwischen war es Dezember geworden und ich beschloß, wenigstens noch das Weihnachtsfest mit meinen Kameraden hinter dem Stacheldraht zu verbringen.

Die Amerikaner bauten mitten im Lager eine riesige Tanne auf und lieferten uns farbige Glühbirnen dazu. Als Heiligabend 1945 gekommen war, standen die SS-Kompagnien in Keih und Glied um den Baum herum und hörten auf die Ansprache des Lagerkommandanten, der zu uns über Liebe, Hoffnung und Loyalität sprach. Dann sangen wir alle das SS-Lied "Wenn alle untreu werden..." Wir hatten keinerlei Gewissensbisse, denn keiner von uns bezog dieses Lied auf das vergangene Regime oder seine Taten.

Unser Gesang war vielmehr dem Reich gewidmet, für das zu marschieren und bereit zu sein wir noch immer gewillt waren.

Kurz nach Weihnachten bat ich um eine Offiziersbesprechung, bei der ich um die Erlaubnis zur Flucht bitten wollte, denn mir schien es undenkbar, sogar im Gefangenenlager auf die Grundätze der Wehrmacht zu verzichten.

So geht es nun einmal zu, man gewöhnt sich an Gehorsam und freiwillige Unterordnung. Wir Deutschen hatten damals die Disziplin und den Gehorsam so sehr kultiviert, daß wir uns ohne Befehle gar nicht vorstellen konnten und hilflos vorstuden.

Wir waren dem Gehorsam gegenüber Befehlen in Fleh und Blut übergegangen, da ich gelernt hatte, daß Ungehorsam die Wurzel aller Zerstörung sei.

Also bat ich um die Erlaubnis, fliehen zu dürfen, und ich erhielt sie auch.

Trotz der Einschränkungen, die meine augenblickliche Kraft mir auferlegt, erinnere ich mich noch genau des Datums, an dem ich aus dem Gefangenenlager entwich: es war in der Nacht des 5. Januar 1946. Ich rasierte mir den Bart ab, sog die Bergbauernspacht an, stülpte mir die Jägermütze auf das Haupt und suchte mir den Weg durch den Stacheldraht in die Freiheit.

Im ersten Augenblick stand ich jenseits des Drahtzaunes hilflos wie ein Blind da. Ich war auf mich allein angewiesen; Niemand war da, der mir Befehle erteilte. Aber ich besaß mich nicht lange, denn ich wußte, daß ich fortmüßte. Und zwar so schnell als möglich...

Vier Frauen waren es, denen ich meine Flucht als  
Versteckung...

Sie nennen sie die "U-Boot-Route". Es handelt sich um den gleichen Weg, Männer aus Europa herauszubringen, denen nachgestellt wird. Frühere SS-Leute... Anhänger von Hitler. Männer wie ich.

Diese Einrichtung war - wie alles, was von der SS organisiert wurde - bestens. Sie klappte ausgezeichnet. Als auf dem heutigen Weg wird die "U-Boot-Route" nach beiden Richtungen benutzt, von Männern, deren Vergangenheit sie ihnen verriet, unter ihrem richtigen Namen von Land zu Land zu reisen.

1950 gewann ich die Überzeugung, daß die Zeit gekommen sei, die Heimat zu verlassen und via "U-Boot-Route" in die Sicherheit nach Südamerika zu gehen.

Vier Jahre lang hatte ich ein ruhiges, einfaches Leben in der Münchener Weide in Norddeutschland geführt. Nachdem ich der amerikanischen Verhaftung entflohen war, war ich auf Bayern über hin gekommen.

Wenn ich aus meiner Gefangenzelle in Israel, in der vor wenigen Minuten noch der Arzt seine Tagesvisite abtätigte und meinen Blutdruck kontrollierte, an jene Zeit zurückdenke, dann erstehen sie vor meinem geistigen Auge als ein harter, doch schöner Teil meines Lebens.

... ich wieder zurück legen, da2 ich dort nicht als Adolf Eich-  
mann, sondern Obersturmbannführer (Oberstleutnant) der SS,  
lebte? Ich hieß Otto Henninger und war ein einfacher Holz-  
arbeiter, mit Säge und Axt arbeitend. Bald waren auch meine Hän-  
de, die nur mit dem Feilerhalter zu arbeiten geöhnt waren, so  
rauh und schwierig wie die Rinde der Bäume, die ich fällen  
musste.

Meine Muskeln wurden hart und stark - heute ist davon keine  
Rede mehr - und in der einfachen Umgebung fand ich Ruhe und Zu-  
friedenheit. Meine Seele und mein Gewissen fanden Stille.

Aber nichtsdeshalb war ich ein Maulwurf, der unter der Ober-  
fläche lebte und jemand zu sein vorgab, der er garnicht war.  
Wenn ich die einfachen Leute um mich herum nicht misstrauisch  
machen wollte, durfte ich nichts lesen, was anspruchsvoller als  
eine Kindergeschichte war. Ich kam daher allmählich zu der Über-  
zeugung, daß ich meiner Umgebung etwas mehr schuldig war. Ich  
entschloß mich, kaufmännisch tätig zu werden, bescheiden, als  
Hühnerzüchter.

Diesen Gedanken bekam ich aus einer alten Broschüre, die da her-  
kam - aus dem Dritten Reich stammend. Das Heft war vom NS-  
Landernstand verlegt worden und trug den Titel "Das gesunde Hühn-  
er und DU".

Meine Mieterin, Frau Lindhorst verpachtete mir ein Stückchen  
Land aus dem Forstamt, bei dem ich arbeitete, kaufte ich billi-  
ges Bauholz, um Hühnerställe zu bauen.

Wenn ich die Anweisungen dieses ausgezeichneten NS-Buches sorg-  
fältig befolgte, wurde aus mir ein erfolgreicher Hühnerzüchter.  
Das ist das Geheimnis des Erfolges, wie man sieht. Man muß le-  
diglich die Anweisungen befolgen, - möglichst genau...

Alles klappte wunderbar. Ich züchtete viele Hühner, und die Herren  
legten viele Eier. So konnte ich mit den Kommissaren von der Briti-  
schen Besatzungsgruppe, die in jedem Ort um mich herum war, gute  
Geschäfte machen.

Am Anfang war ich schon etwas aufgeregt, aber niemand misstrauete  
den kleinen, ruhigen Hühner-Farmer.

Allmählich hatte ich immer mehr das Gefühl, in Sicherheit zu sein.  
Immer geringer wurde das Gefühl, ein gejagtes Wild zu sein.  
Das Leben in diesem wunderschönen Heideland lief seine ruhigen  
Bahnen weiter. Sonntags fuhr ich mit dem Fahrrad ins Dorfgasthaus

in die Mane von Jelle und genoß dort die Freizeit bei meinem Spezialtrunk: einem anständigen Kognak mit einem Lidotter und einem Löffel Zucker. Das gab mir körperliche und geistige Stärke.

Manchmal mußte ich grinsen, wenn der Gastwirt mir von dem Geschreiber der Lokalseitung über Sionmann erzählte. "Wahrscheinlich ist alles erlogen und erdichtet", pflegte er zu sagen, - und mich machte das sehr froh und zufrieden.

Aber ich war noch immer mutterseelenallein. Ich hatte nur einen einzigen Menschen, den ich als Frau d betrachten konnte. Es handelte sich um ein Kriegswiwe, die mit ihrer hübschen vierzehnjährigen Tochter aus Schlesien nach hier geflohen war. Sie lebten unter denkbar schlechtesten Verhältnissen in einem einzigen Zimmer.

Mit dieser Frau verbrachte ich manche frohe Stunde und ich half ihr, indem ich ihr Holz schenkte, das sie auf dem schwarzen Markt gegen Lebensmittel eintauschen konnte. Sie weinte vor Freude, und ich war unglücklich, ihr zu helfen, da es bewies, daß ich ein hilfsbereiter Mensch war.

Ich glaube, ich könnte noch immer dort als Otto Henninger leben, trotz der Besatzungstruppen. Aber mir war klar, daß ich niemals in meinem Leben meine Frau und meine lieben Kinder, die in Österreich zurückgeblieben waren, wiedersehen würde. Ich konnte ihnen nicht einmal eine Nachricht zukommen lassen, daß ich am Leben und frei sei.

Eines Tages las ich, daß der frühere NS-Gauleiter von Kärnten in Argentinien lebte. Mir kam der Gedanke, wie leicht auch dort hin zu gehen. Außerdem kam mir ein Mann verdächtig vor, der von mir sehr Bier kaufte als er selber essen konnte. Ob er mich bespitzelte?

Jawohl! Es wurde höchste Zeit für Adolf Sionmann, sich auf die Weine zu machen.

Aber in dieser Situation überkam mich wieder jenes Gefühl der Hilflosigkeit, das mich überwältigt, wenn ich ohne Befehle da stehe. Es ist mir immer schwer gefallen, einen wichtigen Entschluß zu fassen, wenn keine Instruktionen oder Anordnungen vorhanden waren.

Ich gab mir daher den Befehl selber. Der erste Befehl lautete:  
"Sei vorsichtig, traue niemandem!"

Denn ich mußte, daß es von Verrätern und Denunzianten winkte.

Ich erinnere mich des Mannes Wisliceny, der seinen Kopf dadurch retten wollte, daß er den Amerikanern ersuchte: "Ich werde für euch einen Mann innerhalb fünf Wochen finden." Neben der Mann, der die Lüge erfand, ich hätte einmal gesagt, daß ich mit Freudenskindern ins Grab springen werde, da ich sechs Millionen Juden getötet habe.

So nebenbei fiel mir ein, hier in meiner Zelle in Israel, daß den Amerikanern dieser Verräter doch eigentlich mächtig zum Hals herausgegangen sein muß.

Irgendwie mußte ich jedoch auf mich nehmen, und so gestand ich einem meiner engeren Bekannten in der Heide meine Absicht, nach Übersee zu gehen und fragte ihn, ob er jemanden kenne, der über die Dinge Bescheid wisse, die mit dieser Reise zusammenhingen.

Auf diese Weise kam ich 1950 mit einem Mann in Hamburg, einem früheren Seemann, in Verbindung, der viel zwischen Deutschland und Italien unterwegs war. Ich gab ihm aus meinen Ersparnissen (2.500,- DM, die das Biergeschäft abgeworfen hatte) 300 Mark, wofür ich von ihm genaueste Angaben über die "U-Boot-Route" nach Südamerika erhielt. Ich erfuhr jede Einzelheit, jeden Halteplatz, jeden Kontaktpunkt. Das war was ich gebraucht hatte, meine Befehle!

Mit einem Lebewohl, einem wehmütigen Blick auf die schmalen Pffade, das Wirtshaus und die Wälder, wo ich nahezu vier Jahre so glücklich verbracht hatte, begann meine Fahrt.

Noch immer unter dem Namen Otto Henninger mußte ich nun die Rolle eines Reisenden spielen. Das bedeutete Schiffs und Kragen und kam mir reichlich ungewohnt vor, nach diesen vielen Jahren als Bauer und Holzarbeiter.

In der byzantinischen Kreisstadt, die den ersten Schaulatz meines Auftretens bildete, kam ich mir unangenehm prominent zwischen den vielen Menschen vor, und ich schwitze vor Nervosität, als ich im Hotel meinen Meldebogen ausfüllte.

Hier erlebte ich meinen ersten Mittelschlag.

Im Hotel sollte ich einen einheimischen treffen, der mich über



Die Berge und die Grenze nach Kufstein in Österreich bringen sollte. Da meiner großen Enttäuschung erfuhr ich, daß dieser Mann gerade sein Bein gebrochen hatte und im Krankenhaus lag. Mir gelang es jedoch, ihn dort zu besuchen, und er verwies mich an ein kleines Gasthaus in der Nähe der Grenze, wo seine Freunde sich meiner annähmen würden.

Ich mußte dort beinahe eine ganze Woche warten und kam mir sehr auffällig vor, da es Anfang Mai war und nicht viele Touristen da waren, zwischen denen man nicht auffiel. Vor allem aber bemerkte ich, daß das ganze Gebiet von Grenzpolizei wimmelte, die in ihren grünen Uniformen überall waren. Mein Gott, wie ich zitterte, als am fünften Abend meines Aufenthaltes in der Wirtschaft sich die gesamte Grenzpolizei des Bezirkes dort zu einer Veranstaltung versammelte!

Aber wieder einmal half mir in dieser schwierigen Lage eine junge Frau. Sie war eine reisende Urlauberin aus München und war neben mir der einzige Gast im Haus, was mich veranlaßt hatte, mich um ihre Bekanntschaft zu bemühen.

Am Tisch in der Ecke des Speisewimmers sitzend, gekleidet in Bergkleidung, mit Tiroler Hut und Jamsbart, verstrichelte ich diese Dame in ein tiefes Gespräch. Bald hatten alle jungen Polizeioffiziere nur noch Augen für uns. Mit der Entschuldigung, Kutschfahrten zu haben, verabschiedete ich mich, um ins Bett zu gehen. Ich hätte den Polizisten keine größere Freude tun können!

Ich schlief seelenruhig in dem Bewußtsein, daß ich diesmal unter dem Schutz von ein paar Dutzend Polizisten ruhte.

Am Ende der Woche war schließlich alles für die Fortsetzung der Reise vorbereitet. Man hat einen Jäger gefunden, der mich für 50 Mark über die Berge und die Grenze bringen wollte.

Wir verbrachten die Nacht in einer Hütte hoch oben in den Bergen. Es war ein unvergeßlicher Abend, als ich von Deutschland Abschied nahm und mich wie ein Kind vorkam, das von seiner Mutter Abschied nehmen muß.

Der Jäger war sehr schwachhörig, hatte dafür aber sehr gute Augen. Als wir gerade beim Frühstück saßen, sagte er plötzlich: "Achtung, Polizei!"

Er hatte recht. Direkt über den Hang auf uns zu kam ein Offizier der Grenzpolizei, da er den Rauch gesehen hatte, der aus dem Hüt-

emporstieg. "Er will nur eine Tasse Kaffee", sagte der Jäger.  
"Legen Sie sich auf den Boden von dem Schrank da, bis er weg  
ist".

Als ich im Dunkeln dort in dem Schrank lag und sahörte, wie mein  
Führer sich mit dem Ofizier unterredete, baunte sich eine Tra-  
gung die mir ich halte einen unwiderstehlichen Mastenreis.  
Aein Mensch wird vers einen können, was ich bei dem Versuch, den  
meis zu unterdrücken, aushalten zu te. Ununterbrochen kniff ich  
mich, um mich abzulenken. Nach Wochen später war mein Arm voller  
blauer Flecke. Hauptsache war, daß ich tatechlich den Masten  
u verzerrte!

Schließlich ging der Offizier wieder weg, und mein Führer wußte al-  
les was wichtig war, um andere Patrouillen aus dem Wege zu gehen.  
Wir kamen also ohne so Schwierigkeiten ins Tal nach Österreich hin-  
ab, wo wir zur Feier des Weliagens aus einen Sonntag genehmigten.  
Von Aufstien fuhr ich mit einem Taxi nach Innsbruck, wo ich zwei  
Vertrauensmänner anlaufen konnte. Der erste von beiden war ein  
Reparaturwerkstatt. Aber der Eigentümer, ein früherer SS-Unter-  
staßmannführer sah mich sehr unfreundlich.

"Mir schmeckt man aber auch jeden verfluchten Gestreicher ins  
Haus", brauste er auf. "Sieh zu, wie du weiterkommst. Siehst  
du den französischen Leutnant dort drüben? Wenn du nicht auf der  
Stelle abhast, Sorge ich dafür, daß er dich verhaftet."

Genau so eindeutig war meine Antwort: "Entschuldigen Sie die  
Störung, im übrigen soll Sie der Teufel holen."

Der zweite Letz hatte zwei Eingänge. Ich hatte mir ~~schon~~ rücklich  
eingeschafft, nur den linken zu benutzen. Wegen des Ärgeres mit  
dem früheren Kameraden besuchte ich das jedoch durcheinander und  
betrat das Gebäude durch den rechten Eingang.

Verdammst und zugenüht! Ich befand mich im Hauptquartier der Fran-  
zösischen Sionerweibolizei von Tirol. Zu spät erkannte ich wien-  
nen Fehler, ich konnte nicht mehr zurück, ohne Verdacht zu erwe-  
ken. Was ich doch für eine Spinnlatze gewesen war!  
Aber ich warte mir zu helfen. "Wohnt Frau Huber hier", fragte  
ich einen Offizier und stellte mich dabei ein wenig unbeholfen.  
"Ich komme aus Lienz und zu ne Arbeit, und ich hoffe, daß Frau  
Huber, die mit meinem Onkel verwandt ist, mir Unterkunft geben

Obwohl diese Ausrufe improvisiert war, wirkte sie. Der Offizier lachte und sagte: "Sie sind hier falsch. Frau Huber wohnt nebenaan."

Mir fiel ein Stein von Herzen. Wieder einmal hatte der liebe Gott mir in meiner Dummheit geholfen.

Bei der guten alten Frau Huber bekam ich noch einen Schnaps, dann setzte sie mich nach einem anderen Wirtshaus in der Nähe des Brenners in Marsch. Die "U-Boot-Route" funktionierte wie am Schnitzbrett.

Während ich dort wartete, wurde mir ein neuer Schrecken eingejagt. Eine Anzahl Lastwagen konzentrierten in das Dorf und alsbald winkelte es von französischen Soldaten, die eine Kassa durchzuführen hatten. Aber meine Irin, die zur "Organisation" gehörte, war auf Draht. "Sonnell - auf den Boden rauf", sagte sie.

Über eine Stunde lag ich zwischen Spinnenweben und Geröll versteckt. Nach ihrer ergebnislosen Suchaktion kehrten die Franzosen im Wirtshaus ein, um ein Viertel Wein zu trinken.

Während ich ihren Suchriten zusah, fiel mein Blick auf eine alte Tafel, die dort lag. Bis auf den heutigen Tag kann ich mich der Worte erinnern, die darauf zu lesen waren.

Es waren zwei Sätze: "Gottes Liebe währet ewiglich", und der andere: "Kartenspielen und auf den Boden spucken polizeilich verboten."

Während dieser Schrecken vorüber war, machte ich mich wieder auf den Weg. Das ging aber nicht ohne eine schwere Entscheidung ab. Ich befand mich nicht weit von meiner Familie in Aussee. Sollte ich es riskieren, sie zu besuchen?

Das war eine ernste Versuchung. Aber ich widerstand ihr und ging weiter.

Der Gastwirt brachte mich über die steilen Bergengehänge Italiens. Bei dieser Gelegenheit konnte ich meinen Koffer nicht mitnehmen. Mein Irin hatte als großartiger Organisator aber auch dafür gesorgt.

Er gab mir den Koffer einem wohlwollenden und sehr hilfsbereiten katholischen Priester gegeben, der ihn mit einem Fahrrad auf der Straße über die Grenze besorgte.

Keiner der Grenzposten kümmerte sich um den Koffer in dem lädigen schwarzen Trench. Er hatte seit Jahren allen möglichen Flücht-

lingen geholfen. Einst waren es Juden, jetzt war es - Eichmann!

Voller Dankbarkeit nahm ich meinen Koffer von diesen ausgezeichneten, radfahrenden Priester etwa anderthalb Kilometer hinter der italienischen Grenze in Empfang und genehmigte mir zur Feier des Gelingens den inswischen schon zur Tradition gewordenen Schluck Alkohol. Diesmal war es ein roter Südtiroler Wein!

Der Priester verwies mich an einen Taxifahrer, der mich zum Hotel in seine Wohnung mitnahm. Hier ließ ich meine Tiroler Tracht zurück und sog mir nicht so auffällige Starbenleitung an. Dann ging die Fahrt nach Meran.

Dies war - so wollte es mein neuer Lebenslauf - mein Geburtsort, und hier erhielt ich auch mein 'libro- desembargo', die Landeslaubnis für Argentinien.

Ich erhielt es von einem Mann, der zu meinem größten Erstaunen nicht eine einrige Lira dafür wollte. Bis dahin hatte ich für die Dienste der "U-Boot-Agenten" schwer zählen müssen.

Die sinistre Legation in der Tasche, ausgestellt auf den Namen Nicordero Klement, kam ich nach Venedig. Auf Grund dieses Papiers erhielt ich in der Dienststelle des Internationalen Roten Kreuzes einen Flüchtlingspaß.

Mein Paß! Lieber Gott, ich begann mich wieder als vollwertiger Mensch zu fühlen!

Jetzt mußte ich 16 Tage warten, bevor die Fahrt in die Neue Welt begann. Ich hatte Zeit, mich an meinen neuen Namen zu gewöhnen und fällig die Unterschrift zu üben. Es machte mir Spaß, der Name hatte so einen gewissen frommen Klang an sich.

Ich reparierte meine Antworten in Bezug auf den Lebenslauf und ließ eine Menge über Meran. Und das war gut, denn ich mußte eine gründliche Prüfung durch die Behörden bestehen. Sie untersuchten meinen Gesundheitszustand und die Dokumente. Alles war in bester Ordnung.

Dabei nahm mir ein Offizier unerwartet die Brille ab, um zu sehen, ob sie echte Gläser hatte oder nur als Verkleidung diente. Er schien zufrieden zu sein.

Wohin ich in Genua war, sorgte ein alter Mann für mich und hielt neugierige Augen von mir fern. Wir wurden gute Freunde, spielten manche Partie Schach und tranken manches Glas Chianti.

Es war schon merkwürdig, daß mir während meiner Flucht immer wieder katholische Priester halfen. Sie halfen ohne zu fragen. In ihren Augen war ich nur einer von den vielen Menschen, die ihrer Hilfe bedurften.

Am Vortage meiner Abfahrt bat mich der Abt, Pater Francois, eindringlich, zur Messe zu kommen, da er mich segnen wolle. "Es kann nicht schaden", sagte er. Ich legte ihm meinen Arm auf die Schulter und nannte ihn "meinen guten alten Pharisäer." Obwohl meine Eltern überzeugte Protestanten waren und ich selbst im Jahre 1937 aus der Kirche ausgetreten war, ging ich zur Messe und empfing den Segen des alten Abts.

Am darauf folgenden Tag verließ ich Europa, in dem ich alle 44 Jahre meines Lebens verbracht hatte.

Als das Schiff, die Giovanna C, den Hafen von Genua verließ, fühlte ich mich wie ein gejagtes Wild, dem es endlich gelungen war, seine Verfolger abzuschütteln. Eine Woge des Freiheitsgefühles übermannte mich. Aber ich fühlte auch Trauer in mir. In meiner Tasche trug ich eine Handvoll Erde mit, die ich in meiner deutschen Heimat aufgelesen hatte, als ich mich durch die Gasse schlich. Sie sollte mich an den Jünglings erinnern.

"Jawohl - mein eigenes Land wurde von mir deklassiert"

- Niemand findet im "Gelobten Land" der Nazis

Sicherheit -

Seit Ende des Krieges habe ich viele Engländer kennengelernt. Ich traf sie in der Lüneburger Heide, wo ich vier Jahre unter ihnen lebte, und ich begegnete ihnen in Argentinien.

Als Individuen waren diese Engländer alle sehr nett, Gentlemen von Scheitel bis zur Sohle, ich habe mich für sie interessiert.

Mein der beste Freund meines Sohnes - meines Ältesten - ist ein Brit, ein netter jünger Mensch aus ehrlicher und ehrenvoller Familie.

Hätte ich, Adolf Eichmann, früherer SS-Obersturmbannführer der SS, meinen Klaus geregelt haben, weil er diese Freundschaft mit einem der früheren Feinde des Reiches geschlossen hat. Hätte ich ihm das Wort "Dresden" ins Ohr sagen müssen?

Nein, nein, nein!

Ein Revanche- oder Haßgefühl gegen das britische Volk hat in meinem Herzen niemals Platz gehabt, weder damals noch jetzt, da ich in meiner Zelle in Israel sitze. Nein, als ich in einer Wolke von Freiheitsgefühl und Zufriedenheit 1950 nach Südamerika fuhr, da war ich froh, daß die bittersten Empfindungen und Leidenschaften des Krieges endlich begraben und vergessen sein sollten.

Jednoch - als die Giovanna O Gibraltar passierte, über der die britische Fenne wehte, da konnte ich nicht anders, als an das zu denken, was einige dieser englischen Gentlemen sich während des Krieges geleistet hatten.

Mir kam in den Sinn, wie erbarmungslos die Royal Air Force die dichtgedrängten Flüchtlingsströme bombardierte, die aus dem Osten nach Dresden drängten. Erbarmungslos warfen sie Brandbomben auf diese verteidigungslosen Flüchtlingslager. Von denen noch übrigblieb von diesen armen Männern, von diesen Frauen und Kindern, die wurde von den englischen Fliegern mit Maschinengewehren und Kanonen angegriffen. Die Royal Air Force griff diese Menschen an, weil es sich um Deutsche handelte. Man hätte den Leuten beibringen sollen, die Deutschen zu hassen. "Right or wrong, serve my country", hieß der Leitsatz eines Engländers.

Aber, wie gesagt, trotz alledem habe ich viel Respekt und freudige Gefühle für den englischen Gentlemen übrig.

Aber wie kann ein Land, dessen Männer solche Taten vollbracht haben, ein anderes wegen "Verbrechen gegen die Menschlichkeit" anklagen?

Ich war durchaus nicht verbittert oder voller Haß, als mein Schiff in den Atlantik hinaus weiterfuhr, ich dachte mir nur so meine Gedanken.

Mir war vollkommen klar, daß der einzelne Tommy mit sein Offizier keine Schuld an den fürchterlichen Ereignissen von Dresden oder anderswo hatten. In der Hitze eines Schlachtfeldes passiert so etwas nun einmal. Ganz abgesehen davon führten diese Leute ja auch nur ihre Befehle aus.

mir ist natürlich bekannt, daß auch deutsche Bomber englische Städte vernichteten! Ich beweise jedoch, daß niemals auf hilflose englische Frauen und Kinder gezielt wurde. Allerdings muß ich zugeben, daß meine Landente auf dem europäischen Kontinent einige Male auch auf andere Flüchtlinge schossen. Ich würde mich dieser Verkommenheit wenn ich es mir richtig durch den Kopf gehen lassen, wenn es in Grunde unverstündlich, wie bewaffnete Soldaten - auf welcher Seite auch immer sie standen - es vorzögen, b zuchten, ihre Waffen gegen Frauen, Kinder und alte Menschen zu richten. Dies ist eine Unmenschlichkeit, die ich nicht begreife.

Gleichmäßig zog das Schiff seine Bahn durch den Meer und brachte mich einem neuen Leben entgegen.

Während der Reise verbrachte ich manchmal in Gesellschaft eines ganz reizenden Mädchens, das eine Schwäche für einen der Schiffs-offiziere hatte, einen jungen Italiener von prächtigen Aussehen.

Ort sah sie mit mir auf Deck und ließ mich gewisse Gefühle wissen, wahrscheinlich in dem Gefühl, meines Alt re wegen von mir nichts befürchten zu müssen.

Dabei war ich nur 44 Jahre, bei bester Gesundheit und keineswegs impotent. So wie die Situation meiner Flucht war, durfte ich kein Risiko eingehen und mir mein Verhalten zum anderen schlecht leisten. Ich hatte meine Befehle auszuführen - Befehle, die mir die Männer gegeben hatten, die diese "U-Boot-Route" für ehemalige SS-Leute und verfolgte Nationalsozialisten aufgebaut hatten.

Im es wieder einmal zu sagen: man benutzt sie, nach immer, Jeder Fehler, den ich gemacht habe, kann die Chancen für andere beeinträchtigt haben.

Es dauerte nicht lange, da passierte unser Schiff Montevideo, die Hauptstadt von Uruguay. Im leichten Wasser sah ich die Spitzen der Masten des Schiffes "Admiral Graf Spee".

Das ließ mich an die toten Kameraden denken, die das Schiff gegen ihrem Mannes Eid in die Luft sprengten und, wie ich glaube, sich selbst mit ihrem Schiff, als sie von einer feindlichen Flotte in den ersten Tagen des Krieges umzingelt waren.

Und dann befanden wir uns im Le-Lata, und die Anker wurden  
geworfen. Wir waren in Argentinien.

Aus dem Schatten war nun wieder ein Mensch geworden, der  
vier Geister hinter sich gelassen hatte. Siebmann hatte  
ich in Osterreich gelassen; Barth hat e ich in Bayern  
verloren; Eckmann war im Rheinland geblieben; Henninger  
blieb in Italien zurück.

Als fünfte Person, als Ricardo Klement, hielt ich meine  
Einszug in die neue Welt.

Ich stand allein für mich am Bug des vor Anker liegenden  
Schiffes und blickte in die Dunkelheit. Ich weiß noch, und  
ich damals dachte, diesen Augenblick könne man als die  
letzte Konferenz dieser fünf Persönlichkeiten bezeichnen.

"Hör mal", sagte Barth zu Eckmann - wie ich mir einbilde-  
te - "war diese Abschlechterei, dieses Töten eigentlich  
notwendig?"

"Und was wurde eigentlich gewonnen?" sagte ein anderer.

"Und was erwartest Du, Klement, eigentlich davon, daß  
Du nach Argentinien gehst?"

Welche Frage! Ich war tatsächlich dabei, an diesem ent-  
scheidenden Punkt meines Lebens meine Seele zu durchfor-  
schen.

Ich würde sagen, an den Probstein der Welt war vor allem  
Jingens der Nationalismus schuld. Irgendeiner Redefei, und  
die Faktionen dieser Rede erzeugten das Feuer, das Europa in  
Flammen setzte.

Aber dieser Mann war nicht der allein Schuldige. Es gab  
noch eine Reihe anderer, die das Feuer heimlich und voller  
Haß schürten. Aus dem Haß ergab sich der Mord. Der Tod  
nielt seine Brute und hatte billige und willige Helfer.  
Die Liebe aber wurde kleiner und kleiner, wurde geschlagen  
und unzeitgemäß...

Diese fünf Schemen hatten an all dem Schrecken ihren An-  
teil, genau so wie die Massen und in einem etwas geringe-  
ren Grade die Franzosen, die Engländer, die Amerikaner, und  
andere.

Aber wie die anderen, so bin auch ich nur ein Befehlspfü-  
ger gewesen, verpflichtet, den Befehlen zu gehorchen.



gebunden an meinen Eid.

Das warst also Du, das war Dein Leben in vergangenem Reich.  
Lache darüber, sagte ich, und Du wirst das Lachen eines  
Warren hören...

Kurs und gut: Die Fahrt war zu Ende. Ich befand mich auf  
dem Boden Argentinens. Mein Herz war voller Freude. Angst-  
gefühle, man könne mich denunzieren, verschwinden, ich war  
da und in Sicherheit!

In den fünf Jahren, die ich als "Maulwurf" unter der Ober-  
fläche verbracht hatte, war es s. meiner zweiten Natur ge-  
worden, mir bei jedem neuen Gesicht, das mir begegnete, ein-  
ige Fragen zu stellen, zum Beispiel: Kennst Du dieses Ge-  
sicht? - Sieht der betreffende so aus, als habe er Dich  
schon einmal gesehen? - Versucht er, sich irgendeiner Be-  
gegnung zu entsinnen?

Und während dieser Jahre verlor ich nie die Furcht, es  
könne jemand hinter mir stehen und plötzlich rufen: "Sich-  
mann!"

All das konnte jetzt außer Betracht gelassen werden. Es  
dauerte jedoch noch Jahre, bis ich solche automatischen Re-  
flexe ganz verlor und allmählich wieder ein normaler Mensch  
wurde.

Der erste Mensch, der mich ansprach, als ich das Conto-  
verhältnis auf argentinischem Boden verließ, war ein Deutscher.  
Er bot mir freie Unterkunft an Kost an und schlug vor,  
daß ich dafür für ihn als Maler arbeiten sollte.  
Ich dankte aber meinem Landsmann für seine Freundlichkeit,  
da er war offensichtlich auf Jagd nach "geringen"  
Anhängern, die er für sich zu Boden arbeiten lassen konnte.  
Ich ließ ihn stehen, denn ich hatte andere Pläne.

Insbesondere, ich hatte andere Pläne. Ich wußte, daß in  
diesem "gelobten Land" Südamerikas einige gute Freunde  
darauf warteten, mir helfen zu können. Freunde, denn  
ich offen, frei und stolz sagen konnte, daß ich Adolf  
Hitler, früherer SS-Bezirksführer, bin.  
Schon manch anderer früherer Kamerad der SS und der NSDAP  
hatte schließlich in der neuen Welt Frieden und Sicherheit  
gefunden, und bald war ich voller Hochachtung - ohne

freilich überrascht zu sein - über die Vollerfüllung, mit der  
sie ihr neue Existenz organisiert hatten.  
Zwei Probleme bedrückten mich am meisten. Das eine: Ich  
brauchte einwandfreie Personalpapiere; das andere: Ich  
brauchte einen Arbeitslohn.

Denn Freiheit ohne Geld ist nicht viel wert, deswegen  
brauchte ich Arbeit. Ich hatte nämlich nur ganze 405 Pesos  
in der Tasche, als ich in Buenos Aires ankam.

Ich habe viele Geschichten gehört, wonach ich, Adolf  
Hitler, ein reicher Mann sei. Man behauptet, ich hätte wäh-  
rend des Krieges den Juden das Geld abgenommen und dieses  
riesigen Schatz versteckt.

Bei Gott, das sind nichts als Lügen, Lügen, Lügen!  
Vierhundertundfünfundachtzig Pesos waren mein Geldbesitz.  
Und davon gehörte mir sogar nur die Hälfte, denn der Rest  
einem anderen versprochen - einem Angehörigen der gleichen  
Gliederung, der ich angehört hatte -, den ich auf dem  
Schiff traf, das mich mit ihm zu teilen. Kämeradschaft ist  
nun einmal etwas wundervolles. Und wir stellten fest, daß  
noch mehr Kameraden da waren, denen man helfen sollte.

Es ging es in Argentinien aber von Anfang an nicht schlecht.  
Viele angesehenen Damen ließen mich zum Essen einladen.  
Aber ich mir garnicht mehr als ein Pfänder vor.  
Eines Tages erschien bei mir ein früherer Unterführer  
führer der Waffen-SS und teilte mir mit, daß die Organisation  
habe mir mich eine Stelle besorgt. Eine neue Firma, deren  
Leitung sich aus Argentinern und Deutschen zusammensetzte,  
sollte in der Stadt Tucuman, am Fuße der Anden, im Norden  
des Landes, ein Wasserkraftwerk zur Stromerzeugung aufbauen,  
und ich sollte in der Geschäftsleitung des Werkes, eines  
Organisationsleiters übernehmen.

Es dauerte allerdings noch acht Wochen, bevor es fertig  
und bis dahin mußte ich suchen, wie ich mich durchschlug.  
Als ich in einer Zeitung las, daß man eine Maschinenfabrik  
suchte, meldete ich mich dort und trat die Stelle als Mechaniker  
an.

Ich machte es garnichts aus, mit den Händen zu arbeiten  
konnte ich sehr.

müssen, zumal ich merkte, daß ich garnicht ungeschickt  
war, obwohl ich eine solche Arbeit noch nie in meinem Leben  
geleistet hatte.

Der Chefingenieur dieser Firma war der frühere wissenschaftliche  
Leitgeber des SS-Generals Mauler, der Chef der Raketen-  
waffen gewesen war. Sofort er in die Fabrik kam, sprach  
er mich an und versuchte mich zum Bleiben zu überreden. Ich  
hätte jedoch alles vorbereitet und war darauf eingestellt,  
den wichtigeren Posten in Tucuman anzutreten. Ich hatte nicht  
anzwischen war es meinen Freunden auch gelungen, mir  
ständige und echte argentinische Personalpapiere zu besor-  
gen. Ich hieß noch immer Ricardo Klement, wie ich auf mit  
dem Flüchtlinge-Paß inita in gegeben hatte. Mein  
beruf gab ich als Mechaniker an. Ohne zu zögern bezeichne-  
te ich mich als Katholik. In Wirklichkeit gehörte ich kei-  
ner Kirche an, doch war mir die Hilfe, die mir von den kato-  
lischen Priestern zuteil geworden war, in tiefer Erin-  
nerung geblieben, und so entschloß ich mich, die Katholi-  
sche Kirche dadurch zu ehren, daß ich ihr Ehrenmitglied  
wurde...

Im Herbst 1950 nahm ich im Gefühl, wieder in Freiheit  
zu sein, die Arbeit im Schatten des Anwesen- massive auf. Mir  
sagte die Position als management-Experte zu. Mir machte  
es zwar nichts aus, mit den Händen zu arbeiten wie ich es  
wiederholt tun mußte, aber meine eigentlichen Fähigkeiten  
liegen eben doch auf dem Gebiete der Verwaltung und der Orga-  
nisation.

Wenn mir meine Vorgesetzten eine Aufgabe geben, der ausge-  
führt werden soll, dann können sie sich darauf verlassen,  
daß ich ihn bis zur höchsten Vollendung ausarbeite. Ich  
konnte viele Personalien bestätigen; allerdings leben  
von diesen nicht mehr alle.

Tucuman wurde eine glückliche Zeit. Ich hatte auch Gelegen-  
heit, einen meiner größten Vergnügen nachzugehen. Ich  
verbrachte bei Wanderungen zu Pferd viele Stunden im  
Sattel.

Bei der Arbeit schenkte ich mir nichts und bemühte mich sehr,

... sich mit den Aufgaben meines neuen Arbeitsbereiches vertraut zu machen. Meiner Arbeitgeber erkannte meine Leistungen durch Verhaltensaufforderungen an.

Nebenbei erlernte ich die Landessprache und erwarb die Freundschaft vieler Argentinier. Meine Lage als geistesvoller Mann schien weit, weit zurückzuliegen. Die Jahre waren seit dem Abschied von meiner Frau und den drei Söhnen vergangen, die ich in den österreichischen und österreichischen Alpen zurücklassen mußte. Ich hatte nicht vergessen, daß man sie sorgfältig nach irgendwelchen Zeichen meines Aufenthaltes überwachen würde.

Aber mittlerweile konnte man es vielleicht riskieren, mit ihnen Verbindung aufzunehmen. Auf dem Wege eines Ringtauschones, der auch von "der Organisation" aufgebaut worden war, konnte ich mit meiner Frau Briefe wechseln.

1952 sorgten die führenden NS-Männer in Buenos Aires dafür, daß von gewissen Stellen in Deutschland meiner Frau Geld für die Reise nach Südamerika ausgemittelt wurde.

Ohne Aufsicht verließ sie mit unseren drei Söhnen Österreich und fuhr per Bahn über den Brenner nach Genua. Im Juli 1952 kehrten sie in Buenos Aires an.

Das Wiedersehen war unbeschreiblich.

Dennoch mußte ich mein unwahres Leben weiterführen, als ob ich nicht der Vater meiner eigenen Söhne sei. Für Klaus, Horst und Dieter war ich "Onkel Ricardo". Meine Frau nannte sich mit ihrem Mädchennamen "Lilja". Meine Söhne benutzten ihren richtigen nachnamen "Klausmann". Ich blieb verständlicherweise "Ricardo Klausmann".

Aber wie auch immer wir hießen, wir lebten dort in Argentinien endlich wieder glücklich zusammen. Ich lehrte die Jungen das Reiten, und einige Male fuhren wir zusammen in das prächtige Buenos Aires, wo ich auch die Bekanntschaft von Präsident Peron machte, der für uns Deutsche immer sehr viel übrig hatte.

Mein Glück fand seine Krönung durch die Geburt meines vierten Sohnes. Mir bedeutete dies mehr als nur ein Grund zu berechtigtem Vaterstolz. Für mich war dies ein Symbol

der Freiheit und des Lebens, das über die Kräfte triebhiebte,  
te, die mich zu vernichten strabten. Ich bin heute  
Selbst jetzt, wenn ich in der Zelle daran denke, erfüllt  
mich die Geburt meines Sohnes mit triumphierender Genug-  
tuung.  
Trotz aller Freude mußte ich freilich vorsichtig bleiben.  
Ich durfte meinen Sohn offiziell als mein Kind ansprechen,  
denn ich war ja offiziell mit meiner Frau verheiratet.  
Ich mußte den Sprößling daher als "illegitim" an-  
melden. Er wurde als "Ricardo Liebl" eingetragen, indem  
er den Geburtsnamen meiner Frau als "Nachnamen" erhielt.  
Mich schmerzte es, so handeln zu müssen, aber ich ließ  
seine Gefühle nicht die gebotene Vorsicht vernachlässigen  
lassen.

Ich gratuliere meinen Mitgefangenen

Als aller Mass in solchen Dingen auch ich sprach  
Sie haben ihre Aufgabe elegant gelöst

Ich bin selber daran schuld, daß mich die Juden fangen konnten.  
Ich habe mich in Argentinien, wo ich vier Jahre lang  
frei und glücklich gelebt habe, so sicher gefühlt, daß ich  
zwei deutliche Warnungen unbeachtet ließ.

Ich gebe zu, daß ich auf die Katastrophe am 11. Mai 1946  
nicht gefaßt war, als ich eine Pistole an meine Lippen  
drückte und eine jüdische Stimme sagte: "Herr Siekmann,  
machen Sie keine Schwierigkeiten, sonst werden Sie auf der  
Stelle erschossen."

Das bedeutete das Ende meiner Freiheit! Aber wenn ich nicht  
ein so hoher Dummkopf gewesen wäre, diese Warnungen zu igno-  
rieren, dann würde ich wahrscheinlich nicht in dieser ver-  
fluchten Zelle sitzen.

Das erste verdächtige Ereignis war der Besuch einer Gruppe  
von fremden Männern in meinem kleinen Dorf San Fernando  
im Außenbezirk von Buenos Aires.

" Sie haben wie Amerikaner eingesehen", sagte meine Schwieger-  
tochter am Abend. " Sie erklärten, daß sie ein Hund-  
stück kaufen wollten, um eine Nähmaschinen-Fabrik aufzu-  
bauen."

Mein im Polizeidienst wachsam gewordenes Gefühl sagte mir  
sofort, daß an der Geschichte etwas nicht stimmte. Ich war  
für solche Leute zu dünn, sich in dieser armen Gegend,  
die weder Wasser noch Elektrizität hatte, eine Fabrik an-  
zulegen. Ich war hellwach wie früher. Jahrelang hatte ich  
in Argentinien gelebt, ohne mich zu verbergen vor den  
einmaligen SS- u. Gestapo-Leute.

Jetzt hatte ich das Gefühl, in einer Falle zu sitzen, ge-  
wissermaßen zu fliehen zu müssen. Wohin? Es gab viele  
in Frage kamen.

Ich hätte in die Berge im Norden gehen können, wo ich  
unter den Klugebornen viele Freunde hatte, denen ich als  
Ricardo Clement bekannt war. Mir stand auch Chile, obwohl die  
Möglichkeit offen, hindüber nach Asien zu gehen.

Aber das würde das Sachverstand und Verstand wieder von vorn  
anfassen lassen. Und meine Familie wäre ich als der  
meine Feigling erschienen, als der ich in den  
15 Jahren in aller Welt dargestellt worden war.

Ich beschloß, gar nichts zu tun und beruhigte mich  
mit dem Gedanken, daß der merkwürdige Versuch in meinem  
Wohnort vielleicht mit einer Routine-Kontrolle der argen-  
tinischen Polizei zusammenhänge.

Aber bald weckte ein zweites Ereignis mein Misstrauen. Ein  
schwarzer Wagen parkte etwa 200 Meter von meinem Haus  
fern. Ich bemerkte den Wagen dort an mehreren Vormittagen,  
als ich frühmorgens zur Bus-Haltestelle ging, um zur Ar-  
beit in der Mercedes-Fabrik in Buenos Aires zu fahren.  
Jedmal stand der Wagen dort mit stark laufendem Motor. Das  
kam mir sehr merkwürdig vor.

Sooft ich den Weg zur Haltestelle etwa zur Hälfte zurück-  
gelegt hatte, machte irgendjemand ein Geräusch, das so klang,  
als wenn zwei Metallstücke zusammengeschlagen würden. Es  
handelte sich offenbar endlich um ein Zeichen, ein Signal,  
das mich betraf.

Das erinnerte mich an einen Zwischenfall, der sich ein paar

Legte vorher abspielte. Als ich die Straße überquerte, hielt ein Auto neben mir, was der Fahrer fragte mich nach dem Weg nach Buenos Aires. Im Wagen saßen vier Männer und alle schauten mich aufmerksam an. Merkwürdig war, daß der Wagen Nummernschilder von Buenos Aires hatte und der Fahrer dennoch nach dem Wege fragte! Aber wieder war ich dumm genug, meinen Argwohn mit der Erklärung zu beschwichtigen, es handele sich wahrscheinlich nur um eine Polizeikontrolle, denn ein paar Monate vorher hatte man aus Israel an Interpol das Ansuchen gestellt, mich auszuliefern, was abgelehnt worden war. Wahrscheinlich - so redete ich mir ein - wollte die Polizei lediglich in Zusammenhang mit dieser Interpol-Angelegenheit meine Identität feststellen. Schlimmstenfalls, wenn der dachte ich, bestünde die Möglichkeit, daß ich in Deutschland ausgeliefert würde, wie das eigentlich richtig gewesen wäre.

Ich rechnete also in keinem Fall mit einem Kontaktzwischen wenige Tage später 19. 30 Uhr sich abspielte. An diesem Abend war alles wie immer, wenn ich mich auf dem Heimweg aus der Mercedes-Fabrik befinde. Es war an einem frühen Winter-Abend (in diesem Teil der Erde gibt es kein kalten Frühling), wir hatten Vollmond. Ich ließ aus der U-Bahn Haltestelle aus dem Bus. Wie üblich grüßte ich den Zigarettenverkäufer, der an seinem Kiosk stand, ging über die Straße und schritt auf den schmalen Weg, der zu meinem Hause führt.

Als ich näherkam, sah ich einen großen Privatwagen etwa 20 Meter vor meinem Hause parken. Einige Männer schienen an dem Wagen heutzuarbeiten.

Sogar als ich das sah, war ich noch nicht besonders argwöhnisch, doch als ich mich neben ihnen befand, stürzten sich vier Männer auf mich.

Denn ich war mir nicht bewußt, als sie mich von der Gruppe neben dem Weg sogen und niederwarfen. Bei dem Handgemenge

...

verlor ich meine Brille und mein Gebiß rutschte mir in die Kehle, so daß ich weder sehen noch um Hilfe rufen konnte.

Du lieber Gott im Himmel, so dähät war ich bei meiner Familie, meinen prächtigen, starken Jungens. Und konnte sie nicht herbeirufen, als mich die "Banditen" an Armen und Beinen griffen, in den Wagen setzten und fesselten.

Als so eine Art Professional zu ährantige Arbeiten aus ich gegeben, daß diese Männer ihre Arbeit fehlerfrei und mit großer Präzision ausführten. Ich wurde nicht mehr als u bedingt notwendig geschlagen. Es war eine elegante Arbeit.

Aber meine professionelle Bewunderung verflog, als sich der Wagen in Bewegung setzte und einer der Männer mich mit deutsch-jüdischem Akzent warnte, daß man sich erschließen würde, falls ich Widerstand leisten sollte.

Jetzt erst wurde mir mit leichtem Schaudern klar, daß ich es nicht mit südamerikanischen Banditen, sondern mit Juden zu tun hatte. Jetzt begriff ich, daß für mich das Ende begonnen hatte.

Ich konnte nicht sehen, wohin man mich brachte, denn man hatte mir ein schweres Tuch über den Kopf geworfen. Nach etwa 20 Minuten schien der Wagen von der Straße auf einen Weg abzubleiben und dann wurde ich in ein Auto getrieben. Hier wurde ich durch meine Kidnapper gewaltam ausgesetzt und in einen sehr hübschen neuen Schlafanzug gesteckt. Das Gebiß, das ich inzwischen wieder mit der Zunge umschmeckelt hatte, wurde untersucht, um festzustellen, ob irgendwas vielleicht eine Kaliumcyanid-Selbstmord-Kapsel enthalten sei.

Man verband meine Augen mit einem Klebstreifen und legte mich mit gefesselten Händen auf ein Bett, an dessen Ende meine Füße gebunden wurden. So mußte ich mehrere Stunden liegen bleiben.

Um Besen wurden meine Handfesseln abgenommen, die Augen blieben jedoch vertunden.

Schlieflich ließ man mich einschlafen.

Das am nächsten morgen mir gereichte Frühstück war gut.



Auch das Essen, das sonst vorgesetzt wurde, solange ich in diesem "aus Willeb, war einwandfrei.

Ich konnte mir nicht erklären, warum ich hier solange festgehalten wurde. Es schien so, als ob der Alan meiner Entführer nicht nach Wu sch verlaufe. Während dieser Zeit schienen sie ungütlicher als ich zu sein.

Als ich darum bat, gaben sie mir sogar ein Flasche Rotwein. Diese wurde mir von dem großen, sehr ansehnlichen Mann gebracht, der mich bei dem Überfall niedergeschlagen hatte.

Nach zwei Tagen rasierte man mir das Haare ab und nahm mir die Klebestreifen von den Augen. Dafür wurde mir ein Brillengestell aufgesteckt, das anstelle von Gläsern Scheiben hatte. In dem schwachen Lichtschimmer, der durch die Scheiben kam, konnte ich nur merkwürdige Dreiecke erkennen.

Als ich da gefesselt lag, schien mir die Welt nur aus Dreiecken zu bestehen und ich hatte das Gefühl, als wenn ich mit diesen Dreiecken für immer allein sein würde.

Während der ganzen Zeit saß eine Vache neben meinem Bett. Ich muß sagen, daß trotzdem die Behandlung nicht ganz korrekt war. Als ich beschwerte, daß die Vache, die neben mich an das Bett gebunden war, an den Knöcheln schnarrte, lockerte sie der roten sofort die Fesseln und mir ab und zu kam jemand in das Zimmer und obwohl ich die Vache sehen konnte, konnte ich sie nicht erkennen, daß es der war, der als erster nach meiner Gefangennahme mit mir gesprochen hatte. Er wiederholte, daß ich sofort erschossen würde, falls ich irgendwelche Schwierigkeiten bereiten sollte. Er brachte mich eine ganze Menge in Zusammenhang mit anderen Menschen in Südamerika.

Abendlich fragte er: "Wo ist Dr. Mengele?" Ich konnte zu zögern antwortete ich: "Ich weiß nicht." Ich dachte, ich es wissen sollte, würde ich es nicht sagen, dann das wäre Verrat an einem Kameraden aus dem letzten Reich."

Bei Dr. Mengele handelt es sich angeblich um einen der besten Ärzte, dem man nachsagt, daß er Experimente an jüdischen Kindern in den Konzentrationslagern durchgeführt habe, bevor man die Kinder in die Gaskammern brachte.

Es stimmt, daß ich ihn in Argentinien ein- oder zweimal begegnet war, aber ich legte keinen Wert darauf, mich mit solchen Leuten abzugeben, da ich mi. davon nichts versprach. Dessen ungeachtet wollte ich an ihm keinen Verrat begehen, auch wenn es vielleicht unklug war, meinen Entführern gegenüber so ablehnend zu sein.

Ein anderer Mann, nach dem sie mich fragten, war ein gewisser Herr Sassen. Es handelt sich um den Journalisten, der mich in meiner Wohnung oft mit dem Tonband besuchte, um die Geschichte meines Lebens aufzunehmen. Ich gestattete ihm, diese Berichte zu veröffentlichen, falls ich jemals sterben oder in die Hände der Israelis fallen sollte. Wie ich sehe, hat er inzwischen etwas veröffentlicht, was man für meine Memoiren hält. Aber was in den USA veröffentlicht worden ist, ist natürlich Lüge. Nur ein Verrückter kann glauben, ich hätte das geschrieben. Was ich in meiner Zelle schrieb, ist der einzige wahre Bericht...

Meine Entführer wollten wissen, was "OKAR" bedeutet, mit welchem Namen ich einen Brief unterzeichnet hatte, den sie in meinem Jack gefunden hatten. Ich sagte ihnen, es handle sich um einen Spitznamen, der zwischen Sassen und mir üblich gewesen sei. In Wirklichkeit ist es allerdings ein geheimes Code-Wort, das unter SS-Leuten nach dem Anschlag verwendet wurde.

Nach dieser Vernehmung erlitt ich einen Herzanfall. Ich sprach jedoch nicht darüber, obwohl ich Schmerzen empfinden hatte, denn ich sagte mir, es sei das Beste, wenn ein Herzschlag allem ein Ende bereiten würde.

Ich wäre mit einem Schuss auf den Rücken gestorben, in dem Gefühl, meinen Gemachern ein Schnippen geschnitten zu haben. Aber ich blieb am Leben - und hier in Jerusalem bin ich nun und warte nun, vor den Augen der Weltöffentlichkeit angeklagt zu werden.

Man fragte mich im Laufe dieser mit Worten verbrachten Tage, ob ich bereit sei, mich einem Gericht zu stellen.

"Selbstverständlich", antwortete ich, "kennt sich ein neutrales Land handelt wie die Schweiz oder die Schweizerrepublik."

Aber nein. Mir wurde eröffnet, daß der Anmarsch in Israel stattfinden sollte. Man gab mir Zeit, um mich damit abzumachen.

Am darauf folgenden Tag nahm man mir die Fesseln ab, befreite mich von den Gasmasken vor den Augen und setzte mich an einen Tisch, auf dem Papier und Federhalter lagen. Mir wurde etwas diktiert und dann zwang man mich, das Geschriebene zu unterschreiben. Kurz darauf wurde ich in ein anderes Zimmer gebracht und auf einen Tisch gelegt. Man legte einen Arm an meine Schulter an und gab mir eine Injektion. Ich verlor mein Bewusstsein.

Als ich wieder zu mir kam, befand ich mich in einem schnell fahrenden Auto. Man hatte nichts vor den Augen und sah, daß die Nadel von der Injektion noch in Arm steckte. Als der Mann neben mir sah, daß ich mich umblickte, drückte er auf die Spritze und verlor wiederum das Bewusstsein.

Dann kann ich mich daran erinnern, daß wir auf einem Flugfeld waren. Man führte mich die Treppe hinauf zum Flugzeug empor, rechts und links flankiert und auch hinten bewacht von meinen Begleitern.

Ein Augenblick sah ich mich der Drang, nach Hilfe zu schreien, Übermannen zu wollen. Herrgott! Das war meine letzte Chance. Aber kein Laut kam aus meiner Kehle. Es war, als sei ich stumm geworden.

Im Flugzeug kam ich wieder ganz zu mir und fühlte keinerlei Beeinträchtigungen. Ich saß im Flugzeug, links von mir ein Wächter. Einen Augenblick lang sah ich eine Person in einer offiziersmäßigen Uniform hereinkommen - vielleicht handelte es sich um den Piloten. Er bemerkte, daß ich ihn sah, und prompt setzte man mir wieder die Gasmasken auf. Als das Flugzeug startete, bekam ich eine Tasse schwarzen Kaffees. Ich hörte Stimmen, konnte aber nichts sehen. Ich glaube, man kam eine Stewardess und gab mir einen Koffein und versorgte mich später während des Fluges mit Essen.

Den Flug in den mittleren Osten unterbrachen wir ein Mal. Ich nehme an, daß dies in Dakar, in Westafrika war. Aber man ließ mich nicht sehen.

In Israel kamen wir an einem wundervollen Frühlingstag an.

Zunächst wurde ich auf eine Bundespolizei-Station ge-  
bracht. Dort wurde ich eingekleidet und erhielt etwas  
zu essen.  
Nun wurden mir auch meine Augenbinden abgenommen und ich  
konnte zum ersten Mal sehen, daß ich während der Fahrt  
die Uniform eines Offiziers der Luftfahrtgesellschaft  
tragen hatte.

Dann wurde ich fotografiert. Man nahm mir die Finger-  
abdrücke, und dann führte man mich einem Richter vor, wo  
man mich beschuldigte, ein Kriegsverbrecher zu sein.  
Und schließlich wurde ich unter schwerer Bewachung durch  
Polizei-Autos ins Versteck transportiert, in dem ich  
sich befinden sollte. Die Juden schickten sich an, mich  
als den SS-Obersturmbannführer Adolf Eichmann zu  
nennen...

Wie die Jüdische Masse zum Tode verurteilt wurde

Ich kann die Schrecken der Konzentrationslager nicht  
vergessen. Die Dinge, welche ich dort sah, lasten so  
sehr auf mir und machten mich krank, daß ich manchmal eine  
halbe Stunde in meinem Wagen stillsitzen mußte, bevor  
ich in der Lage war, meinem Fahrer den Befehl zur Abfahrt  
geben zu können.  
Ein solches Erlebnis hatte ich in Auschwitz. Ich wurde  
es aus meiner Erinnerung nicht los. Eine Gruppe von Men-  
schen war in eine Grube getrieben worden und dort wartete  
das Hinrichtungskommando mit den Maschinengeweh-  
ren. Plötzlich sah ich ein etwa zweijähriges Kind, das  
eine Mutter in die Luft emporhielt. Handlungsmäßig  
rief ich: "Nicht schießen! Gebt mir das Kind!"  
Aber im gleichen Augenblick ratterten schon die Pistolen,  
und bevor ich wußte, was geschah, war mein Fahrer dabei,  
mir Teile des Kindergehirns, das auf meinen Ledermantel  
fiel.

Gespritzt war, abzuwischen. Ich habe zu einem Juden das Kind gestanden, das ich inaktiv zu retten versucht hatte.

Das alles hatte nur zwei Sekunden gedauert. Vielleicht noch mehr; ich weiß es nicht mehr. Aber ich weiß, daß ich die Erinnerung an dieses Ereignis seitdem unruhig schlafen quält hat.

Es ist selbstverständlich, daß ich für das Morden und Blutbad, das nicht bestritten werden kann, nicht verantwortlich war.

Ich habe niemals einen Juden getötet oder die Ermordung eines Juden angeordnet. Mit dem, was sich in den Konzentrationslagern abspielte, hatte ich nichts zu tun.

Meine Aufgabe bestand lediglich darin, den Transporten von Juden in die Lager zu organisieren. Hinzu und alles in allem war mein Auftrag und ich glaube, ich darf feststellen, daß ich diesen Auftrag gut ausgeführt habe.

Mein Werkzeug bestand aus Bleistift und Papier, an meinen Händen klebt kein Blut.

Gelegentlich erhielt ich allerdings auch Befehl, die Lager zu besuchen und zu kontrollieren, ob meine Ware regelmäßig eintraf. Wie Dinge, die ich dort sehen mußte, haben mir mehr und mehr die Freude an meiner eigenen bescheidenen Verwaltungstätigkeit.

Liebe Gott! Natürlich habe ich das Grauen von Auschwitz nicht befohlen. Aber wie hätte ich es verhindern können? Wie hätte ich mich weigern sollen, meine Befehle auszuführen?

Als Obersturmbannführer der SS hatte ich meinem Dichtstein treu zu sein und meinem Vaterland gegenüber die Pflicht zu erfüllen.

Wenn ich in meiner Gefangenschaft das Grauen der Konzentrationslager durchforschte, dann wandern meine Gedanken manchmal zurück, und ich frage mich, wie ich überhaupt zu einem Soldaten dieses Völkermordes werden konnte. Aber es war alles so unerhört einfach!

Es begann 1932 in Linz, in Österreich, wo ich...

verbrachte. zu jener Zeit gingen wilde, unheimliche Ideen in der Luft, und wir waren alle jung, voller Energie und voller Begeisterungsfähigkeit.

Eines Abends fand eine Kundgebung der Nationalsozialistischen Arbeiterpartei statt. Der Redner der Veranstaltung war ein mitreißender junger Mensch, Ernst Kaltenbrunner, den ich als Jungen gekannt hatte. Nach der Kundgebung kam er plötzlich auf mich zu, um mich zu sprechen und sagte: "Du kommst zu uns!" Ich hatte keinen Grund, nein zu sagen. So wurde ich, Adolf Eichmann, ein Nazi. Ich hatte den ersten Schritt des Weges getan, der mich schließlich in das jüdische Gefängnis führen sollte.

Ich kam sehr schnell in die SS, Elitekorps des Führers. Ich bin stolz darauf. Jetzt weiß ich natürlich, daß viele schlechte Taten im Namen Hitlers und der SS vollbracht wurden. Aber in jenen Tagen des Beginns sah alles als Teil eines ruhmreichen Kreuzzuges.

Aus diesen Erinnerungen heraus möchte ich der Jugend von heute folgenden ernstgemeinten Rat geben: Hüter Euch davon, einem Ideal zu folgen... es kann so schnell umgebrochen und mißbraucht werden. Bevor Ihr Euch recht besinnt, seid Ihr schon in des Teufels Knecht und habt keine Chance mehr herauszukommen.

Ich muß das schließlich wissen. Dem ich befand mich in des Teufels Küche und hatte keine Gelegenheit zum Ausweichen.

Meine SS-Vorgesetzten übertrugen mir eine Abteilung, die sich mit der Auswanderung der Juden zu befassen hatte. Ich darf ausdrücklich betonen: Auswanderung, - nichts anderes.

Mein Auftrag war, alles für Juden zu ordnen, die Deutschland verlassen mußten. Diesen Auftrag habe ich ausgeführt. In dieser meiner Dienststellung habe ich auch an der berühmtesten Wannsee-Konferenz teilgenommen, die am 9. Januar 1942 in Berlin stattfand.

Das war die Konferenz der Chefberater, die man zusammengeholt hatte, um die "Lösung der Judenfrage" zu diskutieren.

tieren, und bei der die Entscheidung getroffen wurde, die  
jüdische Frage ein für alle Mal in Europa auszuschließen.

Man hat mich beschuldigt, diese abscheuliche Konferenz  
veranlaßt zu haben. Das ist völlig absurd.

Mein Auftrag bestand darin, die Verhandlungen korrekt zu  
protokollieren. Dies hatte mein Chef, Generalmajor Müller, be-  
auftragt. Die meiste Zeit war ich damit beschäftigt, die  
Bleistifte zum Mitstenographieren zu spitzen.

Es war eine beachtenswerte Konferenz, denn an ihr nahmen  
elf führende Persönlichkeiten des Reiches teil. Der Chef  
der Gestapo, Reinhard Heydrich hatte den Vorsitz.

Als sich diese wichtigen Herren am hochalpinen Konferenzort  
niederließen, benutzte ich die Gelegenheit, mich für einen Augenblick zu verdrücken und draußen schnell

einen Kognac - und anschließend einen Kaffee, wegen des  
Versuchs - zu trinken. Ich aß noch schnell ein Sandwich

und brachte noch ein belegtes Brötchen der Stenographin  
mit, man wußte ja nicht, wie lange die Besprechung dauern

würde. Ich hatte das Brötchen in ein Blatt Stenographier-  
papier eingewickelt.

Bei den Begrüßungsworten Heydrichs musterte ich die an-  
wesenden eingehend.

Freiler, der Justizminister, saß sehr aufrecht da, er legte  
seinen Hintern in den Sessel und drehte in seiner aus-  
gestreckten Hand andauernd einen Bleistift.

Mein eigener Vorgesetzter, Generalmajor Müller, war da wie  
ein gut erzogener Schüler. Er hatte seine Hände auf dem  
Schoß gefaltet und bot ein Bild der Bescheidenheit.

Ein anderer hatte es sich in Sessel bequem gemacht, den  
Kopf auf eine Hand gestützt, die beinahe übereinander geschla-  
gen, und betrachtete konzentriert den Redner. Ein Bei-  
spiel für die Konzentrationsfähigkeit des Außenministers.

Ich hat e nie zuvor so viele prominente Persönlichkeiten  
jeweils von ihnen mit völliger Entscheidungsfreiheit, bei ei-  
ner Zusammenkunft vereinigt gesehen. Jede Bedeutungswesent-  
lichkeit des Reiches war zugegen. Niemand war weniger interessiert.  
Alle lauschten gespannt, als Heydrich die Hauptthesen  
über die Behandlung des jüdischen Problems darlegte.

meine einzige Stimme des Widerspruchs wurde laut. Bei jeder Pause, die er machte, nickten sie heftig mit dem Kopf, obwohl es ganz klar war, daß die Endlösung nichts anderes bedeutete als - Vernichtung.

Ich war über die völlige Einstimmigkeit unter diesen hochstehenden Persönlichkeiten außerordentlich überrascht. Auf meiner Arbeitsebene war ich an kleinliche Widerstände, an Versögerungen von Entscheidungen, an Bürokratie, an Verschriften und Gewohnheiten gewöhnt. Aber hier gab es keinen Aufschub, kein Handeln, keine Opposition, keine Meinungsverschiedenheit. Die Entscheidungen, auf Grund derestimmungen in den Tod geschickt wurden, fielen nun hier mit einer erschreckenden Schnelle und Einstimmigkeit.

In jeder Teinnehmer dieser Konferenz war von der Größe des Planes berauscht.

Noch Heydrich erhoben sich die Übrigen und gaben ihre entsprechenden Erklärungen ab.

So sagte zum Beispiel General Hoffmann, vom "Stabsamt": "Es gibt nur eines, - Sterilisierung dieser Leute." Und Dr. Stackart vom Innenministerium: "Sterilisierung! Jawohl, aber mit Gewalt."

Sterilisierung, Ausrottung, Vernichtung... die Worte glitten über den Tisch hin und her, als man eine ganze Menge von Tode verurteilte.

Dr. Müller, der den Generalgouverneur von Polen vertrat, erklärte, er würde es sehr begrüßen, wenn die Befreiung der Judenfrage - er meinte damit die Liquidierung der Juden - in seinem Gebiet beginnen würde. Da die Juden dort schon konzentriert seien, würde die Judenfrage bei ihm am leichtesten zu lösen sein.

Man kann nur sagen, es war alles lückenlos, die Juden in Europa sollten von allen Seiten aus in die Falle getrieben werden.

Heydrich stimmte, als die Allmächtigen seine Vorschläge lückenlos akzeptierten. Er war zu dem Treffen in der A-Konferenz gekommen, daß man ihm alle möglichen bürokratischen



Schwierigkeiten entgegenhalten werde, die dem Plan entgegenstünden, aber nicht ein einziger Stein wurde ihm in den Weg gelegt.

Was um alle Welt hätte ich daran ändern können, frage ich, der ich auf meinem kleinen Stuhl neben der Stenographin saß hätte ich etwa aufstehen sollen und sagen: "Guten Tag, Herr Führer, verabschiedete Herren, ich hatte geglaubt, daß diese Konferenz die Emigration der Juden als Besprechungsthema hat. Ich bin überrascht, daß Sie sich über die Ausrottung der Juden unterhalten."

Im günstigsten Fall hätte man mich danach wohl in eine Internierung gesperrt. Aber sehr wahrscheinlich wäre ich wegen Sabotage eines Führerbefehls auf der Stelle erschossen worden und meine Familie hätte man liquidiert.

Ich hatte vor dieser grauenerregenden Konferenz und den schrecklichen, dort gefaßten Beschlüssen an Plänen für die Massenevakuierung von Juden nach Palästina gearbeitet.

Gegen den Willen der Creme de la Creme zu protestieren war nutzlos. Mir blieb gar nichts anderes übrig, als meinen Mund zu halten und mich gebunden durch den Panneneid und Dienstverpflichtung zu tun.

Die Konferenz wurde beendet. Die großen Herren erhoben sich und suchten bequeme Sessel auf, die neben dem Kaminfeuer standen, und ließen sich von uniformierten Bediensteten Kognac, Wein und Zigarren servieren.

Die Entscheidung war gefallen.

Wenig später erhielt ich meine Befehle. Und der Tod begann in ganz Europa an die Türen zu klopfen. Ich wußte es und konnte dennoch nichts daran ändern...